

WK Geschichte
Die Seite für vergangene Zeiten

Viele andere Geschichten
finden Sie unter
www.weser-kurier.de/wkgeschichte

Auf der Spur des Zaren

Alte Heerstraße erst seit 1867

VON PETER STROTMANN

Die Fahrt von der Bremer Altstadt mit dem Auto über die B 75 nach Huchting, sofern man nicht in einen Stau kommt, dauert nur wenige Minuten. Mit der Straßenbahn, dem Fahrrad oder zu Fuß ist etwas mehr Zeit einzuplanen. Kaum jemand kennt jedoch die Strecke durch die Neustadt über die Wartumer Heerstraße (ein Teilstück heißt auch Wardamm) zur Huchtinger Heerstraße in Richtung Delmenhorst.

Was hat die Alte Heerstraße in Huchting jedoch damit zu tun? 1716 reiste Zar Peter der Große mit seinem Gefolge von Russland nach Holland über Bremen. Die Bremer dachten den Zar mit großen Pomp empfangen zu müssen und hatten allerhand vorbereitet. Der Zar wollte jedoch nur weiter nach Holland. Er legte sich, als er nachmittags ankam, schon bald zum Schlafen nieder und brach mit seinem Gefolge bereits früh am nächsten Morgen wieder auf.

Seinerzeit waren Alt- und Neustadt von geschlossenen Befestigungsanlagen umgeben und es gab auch noch Stadttore. Zuerst musste der Tross zum Brückentor, um auf die Große Weserbrücke zu gelangen. Bald standen die Reisenden vor dem Hohentor. Weiter ging es auf der Wartumer Heerstraße bis zum 1577 errichteten Wartumer Zollhaus an der Ochtrum (steht als ehemalige Gaststätte Storchennest unter Denkmalschutz).

Diese Reise über die Wartumer Heerstraße wäre nicht möglich gewesen, wenn die Grafen von Delmenhorst der Stadt Bremen nicht bereits 1344 einen Landstreifen vom Huchtinger Kirchweg zur Ochtrum verkauft hätten.



Letztlich entstand so die einzige gepflasterte Verbindung zwischen Bremen und Huchting.

1867 wurde die Eisenbahnlinie von Oldenburg nach Bremen eröffnet. Damals wurde die Wartumer Heerstraße über den Huchtinger Bahnhof umgeleitet. Damit war ein Stück der Wartumer Heerstraße vom Verkehr abgetrennt, das in Alte Heerstraße umbenannt wurde. Die Alte Heerstraße endet für Autofahrer heute als Sackgasse, für Fußgänger geht es jedoch weiter, um den Weg entlang der Ochtrum oder die Straße Wardamm zu erreichen.

75 Jahre WESER-KURIER



... sind auch 75 Jahre Pressefotografie und Pressefreiheit in Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Was waren die Menschen froh, als es am 19. September 1945 wieder eine freie Presse gab, die unzensuriert über die Ereignisse in der Stadt berichten durfte. Wir haben 75 Fotos

aus acht Jahrzehnten ausgesucht, die in dem Sonderheft der Reihe WK|Geschichte zu sehen sind. Dazu ein Interview mit dem langjährigen WK-Fotografen Jochen Stoss und ein Gastbeitrag des Hochschulprofessors Rolf Nobel, dem Gründer des wohl renommiertesten Studiengangs für Fotojournalismus in Hannover. Erhältlich im Handel, in unseren Zeitungshäusern, auf www.weser-kurier.de/shop und telefonisch unter 0421 / 3671 6616. 112 Seiten, 9,80 Euro.

REDAKTION GESCHICHTE

Telefon 0421 / 36 71 37 60

Mail: wkgeschichte@weser-kurier.de

Der Bagger rückte an einem Freitag an

Vor 30 Jahren wurde das Senatsgästehaus an der Parkallee 113 abgerissen – breiter Widerstand war vergebens

VON FRANK HETHEY

Einigermaßen entgeistert beobachteten Anwohner und Passanten am 30. März 1990, wie sich ein Bagger durch das frühere Gästehaus des Senats wühlte. Nach wenigen Stunden stand kein Stein mehr auf dem anderen, die geschichtsträchtige Villa an der Parkallee 113 war nun selbst Geschichte. Vergebens die Appelle der damaligen Oppositionsparteien CDU, FDP und Grünen, den angekündigten Abriss noch einmal zu überdenken. Vergebens auch die Unterschriftenaktion einer Bürgerinitiative und das Votum des Beirats Schwachhausen.

Mit einer so abrupten Wendung der Ereignisse hatten die Abrissgegner nicht gerechnet. Noch ein paar Wochen zuvor hatte sich FDP-Fraktionschef Claus Jäger optimistisch über die Chancen geäußert, das Senatsgästehaus doch noch zu retten. Als der Grundstücksausschuss der Bürgerschaft dem Verkauf an die Hotelkette Maritim im Juli 1989 zugestimmt habe, sei von Abbruch keine Rede gewesen. Seine Einschätzung: „Gegen massive öffentlichen Widerstand können die sich keinen Abriss an der Parkallee leisten.“

Konnten sie doch. Noch sehr klar hat Susanne Kröhl, damals persönliche Referentin im Baureisort, den entscheidenden Tag vor Augen. „Es war ein Freitag und sehr gutes Wetter, alle waren schon in ihren Kleingärten.“ Völlig unerwartet sei ein Anruf aus dem Rathaus eingegangen. „Wir sollten sofort die Abrissgenehmigung erteilen.“ Irgendwelche Bedenken wurden nach ihrer Erinnerung nicht vorgebracht. „Da haben wir alle die Hacken zusammengenommen.“

Ein Stück Bremer Geschichte

Mit dem Abriss verschwand ein Stück Bremer Geschichte von der Bildfläche. Seit Februar 1946 hatten zahlreiche mehr oder weniger prominente Gäste im Senatsgästehaus logiert. Unter ihnen im Februar 1954 Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU) als Gast der Schaffermahlzeit. Der langjährige Bürgermeister Wilhelm Kaisen (SPD) schätzte die Villa als Rückzugsort für vertrauliche Unterredungen.

Dass Bremen überhaupt in den Genuss eines Gästehauses kam, war der US-Besatzungsmacht zu verdanken. Bereits im Sommer 1945 beklagten die Amerikaner, Bremen habe für Treffen mit auswärtigen Gästen oder US-Offizieren keine ansprechenden Räumlichkeiten. Sondernlich erstaunlich war das nicht, die repräsentativen Hotels lagen in Trümmern. Da half auch das unversehrte Rathaus wenig, dessen Gesellschaftsräume die Amerikaner als Clubräume nutzten.

Doch offenbar lösten deutsche Zivilverwaltung und US-Militärregierung das Problem im besten Einvernehmen. Die Amerikaner hatten vor allem in Schwachhausen etliche herrschaftliche Bürgerhäuser beschlagnahmt. Laut Holger Bruns-Kösters, Verfasser einer Broschüre über die Geschichte des Senatsgästehauses, legte man Kaisen eine Liste der requirierten Häuser vor. Seine Wahl fiel auf die Villa der Familie Brabant, am 9. Februar 1946 wurde das Gebäude seiner neuen Bestimmung übergeben.

Das schicke Domizil stammte aus den frühen Jahren der Parkallee. Im August 1900 hatte der Bauunternehmer Julius Hermann Schacht den Bauantrag für sein neues Heim in bevorzugter Lage gestellt. Fast drei Jahrzehnte wohnte seine Familie in dem weitläufigen Haus mit dem zeittypischen Türmchen. Im Juli 1928 verkaufte er es an Carl Julius Brabant, den neuen Aufsichtsratsvorsitzenden



Kurzen Prozess machte ein Bagger am 30. März 1990 mit dem Senatsgästehaus an der Parkallee 113.

FOTO: ROSEMARIE ROSPEK

der Jute-Spinnerei und Weberei Bremen. Als die Amerikaner die Villa kurz nach Kriegsende beschlagnahmten, blieb den rechtmäßigen Eigentümern wenig anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen. Erst ab 1948 zahlte Bremen der Familie Brabant eine jährliche Miete in Höhe von 8400 Mark. Im Juni 1949 schlug Brabant dem Senat einen Deal vor: Bremen kauft das Haus und überlässt der Familie im Gegenzug ein Wohnungstück. Mehrfach stockten die Verhandlungen, erst nachdem Kaisen ein Machtwort gesprochen hatte, ging der Verkauf im August 1950 über die Bühne. Die Familie Brabant erhielt einen Bauplatz am Schwachhauser Ring und noch zusätzlich 120.000 Mark.

Damit war es freilich nicht getan, nicht nur die hohen Bewirtungskosten für die bis zu 600 Veranstaltungen pro Jahr stießen dem Senat übel auf. Auch die laufenden Kosten und Aufwendungen für Sanierungen hatten ihren Preis. „Wilhelm Kaisen ist das Gästehaus nicht nur lieb, es ist dem Senat auch teuer – teuer, als ihm zuweilen lieb ist“, resümiert Bruns-Kösters in seiner Broschüre.

Ein eifriger Nutzer des Gästehauses war Bürgermeister Hans Koschnick (SPD), das Obergeschoss wurde sogar vom Chef der Senatskanzlei bewohnt. Doch Koschnick-Nachfolger Klaus Wedemeier (SPD) fand deutlich weniger Gefallen an dem Gebäude, seit seinem Amtsantritt 1985 wurde es nur noch sporadisch genutzt. Die Folge: Die dringend erforderliche Sanierung blieb aus, schon bald war die einstige Prachtvilla nicht mehr in einem vorzeigbaren Zustand.

Diskutiert wurde der Verkauf des Gästehauses seit 1988. Schon vor dem offiziellen Verkaufsinserat am 24. Juni 1989 soll die Maritim-Gruppe im Bilde gewesen sein, die künftig das erst geplante Kongresszentrum betreiben wollte. Laut Bruns-Kösters bot ein Bremer Rechtsanwalt 1,5 Millionen Mark für das Gästehaus, erst in letzter Minute habe die Maritim-Gruppe ihn um 50.000 Mark überboten und vom Ausschuss den Zuschlag erhalten. Das „sieht mir schon sehr nach Gefälligkeit aus“, kritisierte später Landesdenkmalpfleger Hans-Christoph Hoffmann.

Der Bausenator unter Druck

Vom anfangs in Aussicht gestellten Umbau war bald keine Rede mehr. „Das Haus ist total verwohnt und kaputt“, erklärte der Prokurist der Firma Finanzbau-Maritim. Im Dezember 1989 wurde der Abrissantrag gestellt, am 27. Januar 1990 berichtete der WESER-KURIER erstmals über die neue Entwicklung. Nun war der Ärger da, in der Bürgerschaft musste sich Bausenator Konrad Kunick (SPD) verteidigen. Der in dem Haus aufgewachsene Sohn des früheren Eigentümers protestierte in einem offenen Brief an den Senat. „Für meinen Vater war der Abriss ein sehr bewegendes Thema“, sagt Thomas Brabant.

Einige Kritik musste Denkmalpfleger Hoffmann einstecken, der das Gebäude nicht unter Schutz stellen wollte. Auch das wenig feinfühliges Krisenmanagement des Senats sorgte für Empörung. Die „linke SPD-Schickeria“ habe in der Villa nur einen bürgerlichen Protzbau gesehen, sagt Wigbert Gerling, frü-

her Redakteur bei den „Bremer Nachrichten“.

Der damalige Bürgermeister Wedemeier sieht das naturgemäß anders. „Es gab niemanden, der nicht traurig gewesen wäre, als das Gästehaus abgerissen wurde“, sagt der heute 76-Jährige. Doch das Haus habe sich in einem „fürchterlichen Zustand“ befunden, gerade deshalb sei das Kaufangebot der Maritim-Gruppe lukrativ gewesen. Was erklären würde, warum der Senat ein Rückkaufangebot der Maritim-Gruppe eine Woche vor dem Abriss ablehnte. Laut Kunick auch ablehnen musste, weil die 1,5 Millionen Mark schon längst ausgegeben waren.

Der Verdacht liegt nahe, dass mit dem Abriss möglichst rasch vollendete Tatsachen geschaffen werden sollten. „Es sollte eben keiner auf dumme Gedanken kommen“, sagt die damalige Behördenmitarbeiterin Kröhl. Dumme Gedanken, damit war in diesem speziellen Fall gemeint: Der Opposition sollte keine Gelegenheit gegeben werden, das Thema weiter politisch auszuschlachten. Zudem sei eine Hausbesetzung nicht auszuschießen gewesen, so Kunick am 30. März 1990. Zweieinhalb Wochen später musste er sich in der Bürgerschaft sogar einem Misstrauensantrag stellen.

Bis dann wirklich etwas geschah auf der Grundstücksbrache sollten noch drei Jahre ins Land gehen. Für Kröhl kein ungewöhnlicher Umstand, bei Neubauten seien immer viele zeitraubende Formalitäten zu erledigen. Erst 1993 ließ Finanzbau an der Parkallee 113 eine Stadtvilla mit 14 Eigentumswohnungen errichten.

Streit um das Bauhof-Hochhaus am Rembertikreisel

VOR 50 JAHREN Für die äußere und innere Gestaltung des künftigen Bauhofs am Rembertikreisel ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, auch wenn das Gesamtprojekt sich kaum wieder auf „Null“ zurückdrehen lässt. Diese Feststellung konnten gestern die Mitglieder des neugebildeten Beirats für die Arbeitsgruppe „Bauhof“ beim Senator für das Bauwesen in ihrer ersten Zusammenkunft treffen. Für die Beamten des Hochbauamtes unter dem Leitenden Baudirektor Daniels sind die Vorarbeiten für die künftige Zentrale der Bauämter zwar weitgehend abgeschlossen, doch ließen ihre Vorträge vor dem Beirat noch manche Frage offen. Es kam denn auch von ihnen kein Widerspruch, als vorgeschlagen wurde, daß mit Hilfe freier Architekten das Gesamtvorhaben doch noch einmal überarbeitet werden sollte, um die auch von der Behörde angestrebte optimale Lösung zu erzielen. (26. März 1970)

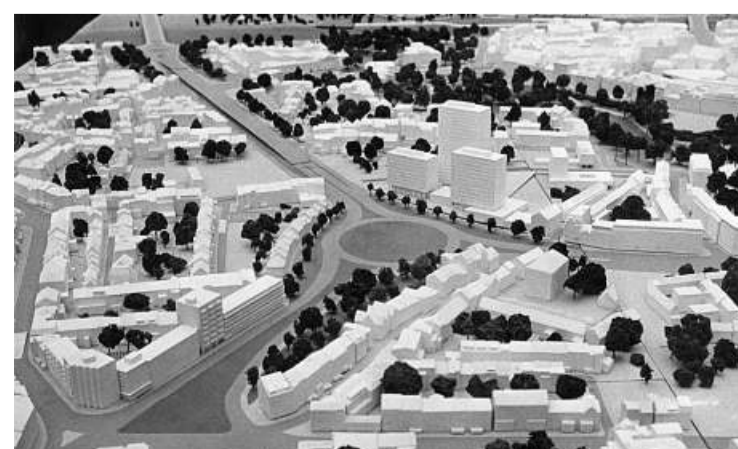
HINTERGRUND Wie man sich täuschen kann: Im März 1970 klang es noch so, als stünde allenfalls eine Modifizierung der ursprünglichen Pläne für das Bauhof-Projekt zur Debatte. Doch schon ein paar Jahre später war das Vorhaben vom Tisch. Nicht nur der 26-geschossige Bauhof als neue Zentrale der Bauverwaltung verschwand in

der Versenkung, sondern mit dem Prestigebau auch die gesamten Planungen zur Vollendung der Osttangente, der sogenannten Mozarttrasse samt Weserbrücke. Bis heute sind vom Tangentenviereck nur die Südtangente (Neuenlander Straße), Westtangente (B 6, Nordwestknoten) und Nordtangente (Hochstraße, Breitenweg) zum Abschluss gekommen, die Osttangente ist ein Torso geblieben, der Rembertikreisel endet im Nichts.

Damit beugte sich der Senat im Dezember 1973 den seit Jahren anhaltenden, parteiübergreifenden Protesten. Ausgegangen war der Widerspruch von einer Bürgerinitiative, dem „Arbeitskreis Ostertorsanierung“ (AKO), deren Protagonisten zu einem großen Teil dem aufmüpfigen SPD-Ortsverein Altstadt und zugleich auch dem Beirat Mitte angehörten. Sogar Altbürgermeister Hans Koschnick (SPD) räumte im Januar 2009 ein, der Arbeitskreis habe recht gehabt und sich „um die Fortentwicklung politischer Kultur und nicht zuletzt um die Baukultur der Stadt Bremen verdient“ gemacht. Das klang fast so, als sei Koschnick die politische Kultur mindestens ebenso wichtig gewesen wie die Baukultur, vielleicht sogar wichtiger. Damit spielte er auf die lange Vorgeschichte des Tangentensprojekts an, die Anfänge lassen sich bis in die 1920er-

Jahre zurückverfolgen. Damals wurde die Idee geboren, die Innenstadt mithilfe von vier Umgehungsstraßen vom Fernverkehr zu entlasten – den Tangenten, die so hießen, weil sie das Zentrum nur tangieren, aber nicht durchkreuzen sollten. In der NS-Zeit und den Nachkriegsjahren wurden diese Planungen beharrlich vorangetrieben. Dass auch Bürgerbeteiligung und die Mitwirkung des Beirats eine Option sein könnten, kam der Politik überhaupt nicht in den Sinn. „Obrigkeitsstaatliches Denken wirkte noch vor 1933, verstärkt in der Nazi-Zeit und danach kaum geschwächt während der Nachkriegs- und Wiederaufbauplanung weiter“, räumte Koschnick selbstkritisch ein. Erst der rebellische Zeitgeist der Achtund-

sechziger bewirkte ein Umdenken. Doch als der kürzlich verstorbene Bausenator Stefan Seifritz (SPD) mit einem „Verbalkonzept“ um öffentliche Zustimmung für die Mozarttrasse warb, war es schon zu spät. Im Bauhof-Projekt zeigte sich der zeitgenössische Fortschrittswahn in besonders augenfälliger Weise. Ursprünglich waren nur drei „Hochhauscheiben“ geplant, doch 1970 sollte noch etwas viel Größeres entstehen, ein „Hochhausturm“ mit einem Grundriss in Y-Form. Offenbar ging das aber selbst Koschnick ein wenig zu weit. Etwas geringerschätzt sprach er später vom „Lieblingsprojekt der Bauverwaltung“ und geißelte „hypertrophe Verkehrsplanungen und Verwaltungsbauten, wie den Bauhof“.



Auf diesem Modell des Rembertikreisel vom Januar 1968 ist der Bauhof noch in drei Hochhäusern untergebracht, 1970 schwebte den Planern ein „Hochhausturm“ mit 26 Geschossen vor.

FOTO: KLAUS SANDER